

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 52

Samstag, den 25. Dezember

1915



Es weihnachtet wieder . . .

Es weihnachtet wieder . . .  
Und der Frieden so weit, so weit,  
Und die Welt in Waffen — im Völkerstreit,  
Und Millionenhelden der Heimat fern,  
Und das deutsche Volk stehend vor Gott dem Herrn,  
Und einsam und still manch deutsches Heim,  
Und deutsche Lieb trauernd am Opferstein,  
Mütter und Kinder mit Tränenblick,  
Frühe Gräber — und — totes Glück! . . .

Es weihnachtet wieder . . .  
Und der Friedensengel so licht und mild  
Schwebt herab über's deutsche Gesild,  
In seiner Hand das Kreuz noch glänzt,  
Doch mit dem Ölweig ist's umkränzt.  
Und grüßt die Lied' im Feindesland,  
Und segnet, die er betend fand,  
Und sucht das Leid am Opferstein,  
Träuft Balsam ihm ins Herz hinein! . . .

Und ob der Frieden auch weit, auch weit,  
Im Herzen ist Hoffnung, ist Seligkeit!  
Es weihnachtet wieder! . . .

Toni Schreiber

**Eine ungeliebte Frau.**

Roman von Marie Harling.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Atemlose Stille herrscht noch für einige Augenblide unter der kleinen Schar, als Großmutter schon geendet, doch dann die eben angelommenen Väter erblicken, stürzen sie mit lautem Jubel zum Kaffeetisch. Dort gibt's auch gar gute Sachen für die kleinen Ledermäuler. Eine fröhliche Gesellschaft gruppirt sich um den Tisch, helles, jubelndes Kinderlachen erblödt.

Vom Hause her kommt ein junger Diener, der alte Friedrich ist zur letzten Ruhe eingegangen.

"Gnädige Frau, es ist eine Frau im Schlosse, die Sie gern sprechen möchte, sie will sich gar nicht abweisen lassen."

"Aber Fritz, jetzt? Sagtest du ihr nicht, daß die gnädige Frau verhindert sei?" bemerkt der Baron stirnrunzelnd über die Störung.

"Das schon, Euer Gnaden, aber die Frau beharrt dabei, sie müsse die gnädige Frau unbedingt sofort sprechen."

"So werde ich zu ihr gehen, wer weiß, vielleicht ist die Frau in Not!" erwiederte Marianne freundlich und hilfsbereit. "Bitte, laßt euch nicht stören, ich bin im Augenblick wieder hier."

Mit eilenden Schritten geht sie zum Schlosse. Herberts Blick ruht mit strahlendem Stolz auf der noch so mädchenhaft schlanken, lichtgefleideten Gestalt.

In der Vorhalle steht eine hochgewachsene Frau in dunkler, zerfetzter Kleidung. Ihr hängt das rabenschwarze Haar um das magere, gelbliche Gesicht. Verräterische, rote Flecke brennen auf den vorspringenden Backenknochen. Die ganze Erscheinung hat etwas ungemein Abstoßendes und Verkommenes.

Marianne bleibt auf der Schwelle stehen, ein Schauder erfaßt sie beim Anblick des verkommenen Weibes. Ein paar schwarze Augen brennen aus dem fränkhaften Gesicht. Und wieder erfaßt Marianne der Gedanke, der ihr schon einmal beim Anblick ähnlicher Augen gekommen: "Die Augen sehen uns, als stände eine Welt dahinter in Flammen."

Jetzt lacht die Fremde auf, unheimlich, schrill, das hohle Lachen klingt von den Wänden wieder. Marianne taumelt, dies Lachen, wo hat sie es früher gehört, so unheimlich wild lachen konnte nur —

"Konstanze!" hebt es von ihren Lippen. "Großer Gott, Konstanze! Wo kommst du her?"

Bieder das zynische, frivole Lachen.

"Wo ich herkomme, möchtest du wissen? Nun, jedenfalls durch die Tür, durch den Schornstein bin ich nicht gekommen, denn leider Gottes bin ich keine Hexe."

Und als Marianne noch immer wie versteinert steht, fährt sie mit demselben, spöttisch frechen Ton fort: "Nun bietet sich dir Gelegenheit, über mich zu triumphieren. Arm, hungernd und elend komme ich zurück, euch zu bitten, gebt mir ein Obdach, ein kleines Winkelchen, in dem ich mich zum Sterben niedersetzen kann."

Sie taumelt, Blutstropfen treten auf die bläulich weißen Lippen. Mariannens edles Herz fließt über vor Mitleid und Erbarmen. Fest umschlingt sie mit beiden Armen die wankende Gestalt.

"Konstanze, um Gott, wer hat dir das angetan? Glaubst du, ich könnte mich an deinem Elend erfreuen? Nein, Konstanze, wie wenig hast du mich gekannt!"

Sie führt das gänzlich gebrochene Weib in ihr eigenes Zimmer, dann flüngelt sie dem Diener, daß er Milch und Brot bringe. Sie sieht sofort, was hier am meisten von Nötigen ist, ausgehungert ist Konstanze, sie bedarf aber der allergrößten Vorsicht bei Aufnahme der Speisen. Marianne bettet die halb Ohnmächtige auf ihr Lager, dann stößt sie ihr vorsichtig von den gebrachten Speisen ein. Schon nach wenigen Minuten öffnet Konstanze die Augen, gierig beginnt sie dann zu essen.

"So, Konstanze, nun mußt du ruhen, du bist völlig erschöpft. Nach einigen Stunden werde ich nach dir sehen. Ich muß erst zu meinen Gästen zurück, mein langes Ausbleiben wird ohnehin auffallen."

Konstanze ergreift Mariannens Hand, und ehe sie es hindern kann, führt sie dieselbe an ihre Lippen.

Marianne, du bist so gut, ich wußte es ja längst, ich wollte dich nur hassen, wollte mich von deiner Güte nicht bezwingenlassen. O, Marianne, dein Leben wollte ich vernichten und mein eigenes habe ich zerstört.

Wie wahr ist jenes Sprichwort doch: "Wer an dñr eine Grube

gräbt, fällt selbst hinein. O, wenn du wüßtest, was ich ausgestanden habe bei jenem Menschen. Wie ein Tier hat er mich behandelt. Ich war leichtsinnig, genüßlichig, er aber hat aus mir eine Elenke gemacht."

Beruhigend redet Marianne auf die Erregte ein, endlich gelingt es ihr, sie zu beruhigen. Schwer senken sich die Lider über die heißen, dunllen Augen, Konstanze schlummert tief und fest, — die Erschöpfung macht sich gellend.

Marianne kehrt zur Gesellschaft zurück, sie sagt nichts, sie mag die Freude der anderen nicht hören auch fürchtet sie, die Mutter zu sehr zu erschrecken. Herbert aber liest mit dem geschärften Auge der Liebe in Mariannens Bügeln, er allein fühlt, daß sie eine innere Unruhe vergeblich zu bemeistern sucht.

Als die Deslower Herrschaften abgefahren sind und die Kinder zur Ruhe gebracht sind, tritt Herbert zu seiner Gattin.

"Du verbirgst uns etwas, Marianne; was ist vorgefallen?"

Ein trübes Lächeln zuckt um ihren Mund, voll hebt sie die schönen Augen zum Gatten empor. Eine ganze Welt voll Schmerz und Mitleid sieht er in ihnen.

"Herbert, Konstanze ist gekommen, aber du darfst nicht erschrecken, wenn du sie siehst. Ich fürchte, ihre Tage sind gezählt. Sie muß ihrem Gatten entflohen sein. Ach, Herbert, sie muß ein schreckliches Leben geführt haben."

Herbert ist bleich geworden. "Konstanze hier? Sie sucht bei uns Zuflucht? Ja, Marianne, dann muß sie der Verzweiflung nahe gewesen sein, ehe sie ihren Stolz so weit beugte."

"Stolz, ach, ich fürchte, davon besitzt sie nicht viel mehr. Sie sieht ärmer und herabgetommer aus als eine Bettlerin. Doch ich will wieder zu ihr gehen, sie ist in meinem Zimmer. Lege du dich nieder, ich glaube, es ist besser, wenn sie dich heute abend nicht mehr sieht, es könnte sie zu sehr aufregen."

Sie geht zu Konstanze hinüber. Diese schlafst noch immer, aber unruhige Träume quälen sie. Angstvoll stöhnt sie zuweilen auf, wie abwehrend streckt sie die Hände aus.

"Ja, schlag mich nur!" zischt sie dann, "ich bin ja nur ein wehrloses Weib und du bist eine Bestie. Schlag' mich doch einmal tot, dann hat das elende Leben ein Ende." Und wieder bricht dann das gellende, wahnwitzige Lachen von ihren Lippen.

Marianne bebt, sie fürchtet sich fast vor der abgezehrten Gestalt, vor dem hochverzerrten, wachsbleichen Antlitz. Weit öffnet die Kranke jetzt die Augen angstvoll, wild und irr bliden sie umher, dann bleiben sie an Mariannens stillem, gutem Antlitz haften. Ein müdes, wehes Lächeln kommt in das angstverzerrte Antlitz Konstanzen.

"Habe ich dich erschreckt, Marianne? Ach, mir träumte so Schreckliches. Er wollte mich wieder schlagen, ach und mich froh so sehr in dem kalten, öden Raum."

"Sei jetzt ruhig, Konstanze, du bist bei uns. Niemand wird dir etwas zuleide tun hier. Komm, versuche noch ein wenig zu essen, und dann mußt du schlafen. Ich werde bei dir bleiben, diese Nacht."

"Du bist so gut, Marianne, ich habe es gewiß nicht um dich verdient."

Gehorsam nimmt Konstanze die dargereichten Speisen, dann legt sie sich wieder nieder. Marianne sieht die ganze Nacht an ihrem Lager, sie lauscht den unregelmäßigen, röchelnden Atemzügen, und voll unendlichen Erbarmens blickt sie in das vom Tode schon gezeichnete Antlitz, in das Hass und Leidenschaft tiefe Rinnen gegraben.

Am andern Morgen kommt der Arzt. Erstaunt blickt er auf die Ruine der einstmals so bildschönen Gräfin. Im Vorzimmer vertraut ihm Marianne alles an, sie weiß ja, sie kann dem alten, erfahrenen Hausarzt vertrauen. Er schüttelt bedenklisch den Kopf.

Sie werden keine lange Last mit der Pflege haben, gräßige Frau. Uebermäßiger Lebensgenuss, dann die Aufregung und Entbehrung der letzten Tage haben ein Leiden beschleunigt, dessen Keim immer in dem Körper gelegen, ein Erbteil der Mutter. Und nach allem ist es vielleicht so am besten. Können Sie die Kranke auf das nahe Ende vorbereiten? Nach meiner Ansicht kann es noch höchstens ein bis zwei Tage dauern."

Marianne erschreckt. "So bald schon, Herr Doktor? Wie wird sie es ertragen?"

"Vielleicht besser, als wir denken, gnädige Frau! Solch' zerrüttete Existenz sehnen sich meist nach dem Tode."

Der alte, erfahrene Arzt hat recht. Gelassen nimmt Konstanze die schonende Mitteilung Mariannens auf. Sie lächelt fast, als sei der Tod ihre eine Erlösung.

"Mag er nur kommen, Marianne, er soll mir



ein guter Wegweiser sein. Was bietet mir das Leben denn noch? Bis zur Hölle habe ich es genossen, nun muß ich auch die Bitterkeit kosten. Doch ich möchte mich mit Gott und den Menschen aussöhnen." In Mariannens Augen stehen Tränen, als sie zu ihrem Gatten geht.

"Herbert, Konstanze mag viel gesündigt haben, sie stirbt aber wie ein Engel. Müssen wir nicht Herrn von Lühen Meldung von ihrem Hiersein machen? Ich möchte zum Pfarrer schicken, Konstanze wünscht seinen priesterlichen Beistand."

"Natürlich muß Lühen sofort Nachricht haben. Ich will versuchen, mich telephonisch mit ihm in Verbindung zu setzen." Doch Lühen ist nicht daheim, erst spät am Abend gelingt es Herbert, sich mit ihm zu verständigen. Konstanze aber wird immer schwächer, und ihr Gatte kam vor dem folgenden Morgen nicht in Ma fitten.

Bon allen hat Konstanze schon Abschied genommen, rührend war der Abschied von der Baronin. Sie hatten einander doch liebgehabt, diese beiden so verschiedenen Naturen. Die Baronin hatte um Konstanze viel getilgt, der Anblick der entkräfteten Gestalt, der leid durchfurchten Züge ließ ihr Herz vor Mitleid überfließen.

Die zweite Nacht senkte sich hernieder, Marianne saß allein bei Konstanze, sie hatte es so gewünscht.

"Marianne, dir habe ich am wehesten getan von allen, und du nimmst dich am meisten meiner an. Ist das deine Rache, dann bist du ein selten edles Weib, wie ich auf meiner Pilgerfahrt noch keins angetroffen. Kannst du mir wirklich all das Weh verzeihen, das ich über dich gebracht?"

"Ich habe dir lange verziehen, Konstanze! Glückliche Menschen verzeihen leicht und gern, es ist gar kein besonderes Verdienst dabei. Wäre ich nicht so hochmütig gewesen, hätte ich nicht so lange zu leiden brauchen. Ich stieß Herberts Liebe immer wieder zurück, weil ich mir anmaßte, von meiner Tugendhöhe verächtlich auf ihn herabzudenken zu können. Du siehst, Konstanze, wir irren und fehlen alle, unser ganzes Leben ist wohl eine Kette von Irrungen."

Eine Weile liegt Konstanze schlafend, sie blidt in Gedanken versunken in das leise knisternde Flämmchen des Nachtlichtes.

Marianne, glaubst du wohl, daß mein Gatte bald kommt? Ich möchte ihn doch noch einmal sehen, ehe ich sterbe. Er hat mich schrecklich behandelt, aber ich habe ihm oft Veranlassung zum Zorn gegeben. Weißt du, daß ich ein Kind hatte, das durch meine Vernachlässigung dem Tode geweiht wurde?"

Marianne blidt entsezt auf, Konstanzen Augen fladern. Redet sie im Fieber?

Mühsam richtet die Kranke sich auf, ein Stöhnen bricht plötzlich von ihren Lippen.

"Marianne, halte mich, mir wird so seltsam, Marianne, ist das der Tod?"

Sie sinkt zurück, die Augen werden seltsam starr. Ein Band erfaßt Marianne, sie fürchtet sich plötzlich, allein zu bleiben bei der Sterbenden. Sie eilt zu ihrem Gatten. In kaum zwei Minuten steht Herbert neben Konstanzen Lager. Sie liegt ganz ruhig in den Kissen, der Atem kommt stoßweise und röchelnd, nur die Hände zucken auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie nach einem verlorenen Gegenstande.

Herbert und Marianne knien betend nieder, doch Konstanze kommt nicht mehr zum Bewußtsein. Als das Frühlicht seine ersten Strahlen durchs Fenster sendet, beleuchtet es ein stilles, friedliches Totengesicht.

Eine Stunde später kommt Lühen. Erschüttert steht er an der Leiche seiner Gattin, aber er heuchelt keine Trauer. Nur daß das Ende so plötzlich kam, daß sie nicht wenigstens im Frieden scheiden konnten, erschüttert ihn so tief.

Still und ohne Gepräge wird Konstanze zu letzten Ruhe gebettet. Auf dem kleinen Dorf Friedhof, der so friedlich hinter hohen Tannenbäumen liegt, ruht sie von den vielen Erfahrungen und Stürmen des Lebens aus.

Lühen reicht dem ehemaligen Freunde noch einmal die Hand. Dann will er weiterziehen.

"Wohin? Ja, Herbert, ich weiß es selbst noch nicht. Jemanden wird sich schon ein abgelegenes Häuschen für einen Lebensmüden finden. Hoffentlich deckt auch mich bald der fühlreiche Rasen. Ich erhoffe vom Leben nichts mehr."

"So darfst du nicht reden, alter Kamerad, Kopf hoch, dem Mutigen gehört die Welt! Nach trüben Regentagen lacht die Sonne doppelt schön."

"Mir nie wieder, Herbert, ich habe zuviel mitgemacht. Die Toten soll man ruhen lassen, und ich möchte Konstanze gerne schonen, und doch muß ich reden, wenn du mich verstehen sollst. Was ich durch sie gelitten? Die Hälfte ahnst du kaum. Von Stufe zu Stufe ist sie gefunken, und sie war doch die Mutter eines so herzigen kleinen Mädchens. Meinen Abschied habe ich schon längst nehmen müssen, Schelshausen schon nach kurzer Zeit wieder verlassen. Sie hatte mich dort gesellschaftlich unmöglich gemacht. Ein Kind hatte sie mir geschenkt, ein so süßes, kleines Wesen. Um des Kindes willen vergab ich ihr immer und immer wieder. Doch dann kam das Letzte, das Schrecklichste. Das Kind war ihr eine Last, es hinderte sie, ihren Vergnügungen nachzugehen. So mußte eine Wärterin, eine bezahlte Person die Stelle der Mutter erlegen. Die Wärterin aber war unzuverlässig. Eines Abends, als Konstanze wieder einmal zu einem Künstlerfest gefahren war, brachte man mit meinen kleinen Liebling, blutüberströmt, mit zerquetschten Gliedern. In dem Trubel der Großstadt, unbefestigt war es unter einen Wagen gekommen. Ich war wie von Sinnen, als der Arzt eine gefährliche innerliche Verletzung feststellte. Da lag mein Liebling in seinen Schmerzen, die tränennassen Augen in schmerzlicher Bitte auf mich gerichtet, und ich konnte ihm nicht helfen. O, die Qual dieser Stunden, da ich vor Schmerz stöhnen an meines Kindes Bettchen kniete. Gegen Morgen kam die Erlösung.

"Pati," flüsterte sie röchelnd, "weine nicht! Beim lieben Gott ist es so schön. Komme nur du auch bald!" Noch einmal blickten die blauen Kinderaugen mich so rührend an, dann schlossen sie sich zum ewigen Schlaf. Da padte mich die Verzweiflung, ich wurde irre an mir selbst und an allem. Als Konstanze beim grauen Tagesschimmer nach einer durchtanzen und durchjubelten Nacht vor mir stand, da vergaß ich, daß ich ein Mensch bin, vergaß ich, daß es ein Weib war, mit dem ich abrechnen wollte. Was ich ihr getan, ich weiß es selbst nicht, denn der Wahnsinn lenkte mein Handeln. Sie floh vor mir, ich habe sie nicht lebend wiedergekehrt. Ich war zu elend und zu zerschlagen, um mich um ihre Flucht zu kümmern. Es war mir ja auch so entsetzlich gleichgültig, wo sie weilt. Was sollte sie auch noch bei mir, da das Kind gestorben war! Ich brauchte sie nicht mehr, ich haschte sie. Nun weißt du meine Geschichte, Herbert. Ich habe Konstanze vergeben, mit einer Toten soll man nicht mehr rechten, möge sie im Frieden schlafen! Mich aber läßt meine Strafe ziehen. Vielleicht bringt die Zeit ein gütiges Vergessen, vielleicht löst der Tod gar bald die Qual in meinem Herzen. Lebt wohl! Bleibt glücklich! Und wenn ihr meiner gedacht, so denkt an mich als an einen armen, ruhelosen Wanderer. Wenn aber die Kunde von meinem Tode vielleicht nicht euer Ohr trifft, dann denkt, daß mir wohl ist, ganz wohl."

Noch ein stummer Händedruck, ein langer, warmer Blick, dann ist Lühen gegangen. Eng umschlungen schauen Herbert und Marianne dem einsamen, unglücklichen Mannen nach.

"Marianne, es ist die Vergeltung, die Konstanze erreicht hat. Das Schicksal, das sie dir bereiten wollte, sie selbst ist von ihm betroffen, ihr Leben und Sterben ist das Schicksal einer ungeliebten Frau."



Unser Vater in Feindesland.

Unser Bild zeigt einen deutschen Landwehrmann auf dem westlichen Kriegsschauplatz, der einem kleinen Mädchen aus dem von den Deutschen besetzten Dorf den von kleinen Angehörigen verlassenen Weihnachtsbaum gibt. Er ist dabei mit seinen Gedanken zu Hause.

## Des lieben Herrgotts Weihnachtsgabe.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Der kurze Wintertag ging zur Neige. Der Sturmwind flog heulend durch die gewaltigen Hauseichen, die ihre entlaubten Äste gegen das graue Strohdach des alten Bauernhauses redeten.

Auf der Diele klapperten die Eimer, rasselten die Ketten. In der Küche glutete das Herdfeuer. Hier und da stieg eine Wolke zähler, stichiger Rauches durch den weiten Raum. Die Kastenuhr holte rasselnd zum Schlag aus: fünf Uhr.

Sahlings Mutter saß zusammengesunken im großen Lehnsessel. Sie hielt die Rechte vor das zerfurchte Gesicht. Ihre Lippen bewegten sich im leisen Beten. Hier und da preßte sie die Linke gegen das zuckende Herz. Sie flachte nicht. Keine Träne rann über ihre Wangen. Sie konnte nur beten — beten in ihrem großen Schmerz.

Vor einigen Tagen noch war sie in hoher Herzensfreude zur Kirche geeilt. Franz, ihr Nestester, der nun bereits das zweite Jahr des Krieges schreien froh und freudig trug, hatte einen langen Brief geschrieben. Es ging ihm gut, so berichtete er, und der Feind, der vor kurzem noch so großspurig getan hatte, als könne er auf diese Weise allein die deutsche Eisenmauer vernichten, hatte sich empfindliche Schläge geholt. Und Joseph, des Hauses zweiter Sohn, stand im Kampf gegen die Serben und deren Helfershelfer, die den furchtbaren Krieg entschlossen hatten! Wie lange noch, dann kam der Friede, dieses heile Gottesgeschenk, das man erst recht zu schätzen lernt, wenn die Kriegsfurie tobt.

Und nun war bereits seit sechzehn Monaten das furchtbare Gewitter über die Völker Europas dahingebraust. Ein Volk nach dem andern war in den wilden Reigen verwirkt worden. Sollte man da nicht endlich glauben müssen, der Friede könne nicht mehr ferne sein?

So hatte Franz Sahling frohgemut an die Mutter geschrieben. Und er hatte noch bemerket, sie möchte nur sein,

wegen nicht besorgt sein. Ihm ginge es ganz vorzüglich. Und Gott würde ihn schon noch weiter behüten, wie er ihn bisher in Gnaden geführt.

Sahlings Mutter ließ es sich nicht nehmen: sie beantwortete selbst diesen Brief, obgleich Schreiben für gewöhnlich nicht ihre starke Seite war. Und wenn sie auch nicht alles so auszudrücken vermochte, was ihr Mutterherz bewegte: ihr Junge würde sie schon verstehen!

Und dann ging sie zu Sahlings Linie, der Braut ihres Nestesten. Die Bäuerin hatte diese Freierei anfangs wirklich nicht gerne gesehen. Daraus machte sie durchaus kein Hehl. Denn die Linie war arm, und der Erbe des Sahlingshofes konnte ganz andere Ansprüche machen! In ihrem Mutterstolz hatte sie das dem Franz oft genug vorgeredet.

Als aber das Kriegsgewitter so urplötzlich dräuend aufzog, als des Deutschen Reiches Schicksalstunde manch hartes Herz weich hämmerte, da hatte sie selbst die Hände der beiden Liebenden ineinander gelegt. Und an Franzens leuchtenden Bliden merkte die alte Frau, daß er trotz des herben Scheideschmerzes glücklich war. Wäre ihr etwas zu groß oder zu schwer gewesen, ihm das Scheiden zu erleichtern?

Voll froher Zuversicht zog er in den Kampf: „Sei nur ganz ruhig, Mutter,“ so sprach ihr großer Junge; „wir wollen all die Völker, die uns an den Kragen wollen, gehörig verhauen. Dann gibt es bald Frieden im Land. Und unser lieber Herrgott soll uns wohl helfen. Dafür werdet ihr alle, die ihr daheim bleibt, aus ganzem Herzen beten. Ich komme ganz sicher wieder. Das glaube ich bestimmt!“

Nun waren beinahe anderthalb Jahre inzwischen verstrichen. Sahlings Mutter regte fleißig die Hände. Die Arbeitskräfte wurden

immer rarier. Da gab es nicht viel Zeit zum Gründeln und Zimmern. Es mußte geschafft werden, damit der große Hof nicht allzusehr litt.

Von Zeit zu Zeit kamen Franzens Briefe, die ihr Kunde brachten, daß er noch wohlauf war. Und wenn sich der Krieg auch noch so lange dehnte: einmal mußte er ein Ende nehmen. Eine Welt von Feinden brach im wütenden Ansturm gegen die verbündeten Kaiserhäuser zusammen.

Und heute — wie sah es heute aus bei Sahlings Mutter?

Vor einigen Wochen hatte sie an Franz ein Paket abgesandt. Was ihre fleißigen Hände in den einsamen Abendstunden schafften, daran sollte er sich erfreuen. Und an Speck und Schinken vom letzten Schwein. Ein Brief ging gleichzeitig ab. Und dieser Brief war heute, am Tage vor Weihnachten, zurückgekommen. Mit Blau stift hatte eine geübte Hand darauf den Vermerk geschrieben: Den Heldenstand fürs Vaterland gefallen.

So wenig Worte nur! Und doch welch eine Fülle von Schmerz umfaßt lassen sie! G Allen in Feindesland! Hatte eine Kugel das junge Herz etroffen? Hatte eine Granate ihm den Lebensfaden ab geschnitten? Hatte er noch lange leiden müssen, bevor der Tod ihn hinriss? Wo war sein Grab? Niemals würden siebende Hände den Hügel schmücken, unter dem ihr Junge im Todesschlaf ruhte.

Auf der Diele war die Abendarbeit beendet. In der Milchammer schrillte die Zentrifuge. Holzschuhe klapperten. Die

Mägde sprachen leise. Sie fühlten es nur zu deutlich: die Trauer ging auf leisen Sohlen durch dieses Haus.

Und morgen war Weihnachten!

Müde stand die Bäuerin auf. Unsicher blieb sie in der Mitte der großen Küche stehen. Dann schritt sie langsam zum Wohnzimmer. Sie wollte allein sein.

Eine kleine Lampe beleuchtete notdürftig den behaglichen Raum. Man mußte gar sparsam mit dem Petroleum umgehen. Im Säulenofen prasselten die Buchenscheite. Am blank gescheuerten Eichenstuhl ließ die Bäuerin sich nieder.

Mit zitternden Händen griff sie nach dem alten Gebetbuch, das ihr in mancher schwerer Stunde Trost ge-

spendet — damals, als der Bauer so früh gestorben und sie mit den Kindern hilflos zurückgeblieben war; — damals, als eine Feuersbrunst Stallungen und Schuppen vernichtet hatte — immer wieder hatte Gottes Wort sie aufgerichtet und ihr Kraft zum Tragen und Ausharren verliehen.

Morgen war Weihnachten.

Wie viele Kinder würden sich auch in diesem Jahre wieder scheu an die Mutter drängen und fragen: „Kommt der Vater noch immer nicht zurück? Kann ihn das Christkind nicht zu uns zurückführen?“

Der Vater aber schlief draußen in fremder Erde. Er kam nicht wieder. Als tapferer Soldat war er für Weib und Kinder, für Haus und Hof, für die geliebte Heimat, für Kaiser und Reich gefallen.

Mechanisch blätterte die Bäuerin in dem Gebetbuch. Die große Schrift tanzte vor ihren Augen. Dann strich sie über die zerfurchte Stirn, um die Gedanken zu sammeln. Sie wollte nicht klagen. Gott hatte es gefügt, daß auch ihr Junge als Opfer fiel.

Sie las halblaut des Engels Botschaft: „Siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke zuteil werden wird, daß auch heute der Heiland geboren worden in der Stadt Davids, welcher Christus der Herr ist.“

Und siehe, auch ihr vom Pfeil der Schmerzen getroffenes Mutterherz empfand einen Hauch süßen, himmlischen Trostes. Auch für ihren Jungen war ja der Heiland in die Welt gekommen; im Glauben an den Erlöser war ihr Franz gestorben — das wußte sie bestimmt! Und drüber, im himmlischen Paradies gab es ein Wiedersehen . . .



Weihnachtsseier in Feindesland.

In ihrem Kammerlein lag Line Wehling auf den Zinnen. Sie hatte den Kopf in die Hände gelegt. Ihre zuckenden Lippen formten immer wieder die Worte: Warum hast du mir das getan? Kein Trost, kein Hoffnungsschimmer wollte ihr leuchten. Hier rang ein Herz, das alles verloren hatte, was an irdischem Glück ihr blühte. Ihrer fernsichenden Jugend lag das Wort "Sterben" gar so fern. Ihres Lebens Licht war erloschen, und nun war es düster und falt in ihr wie in der schaftigen Winteröde.

Des Mädchens Flechten hatten sich gelöst. Eine Welle weichen Blondhaares ergoss sich über ihre Arme. Line zuckte zusammen. Es war, als erwache sie aus schwerem Traume. Verwirrt richtete sie sich auf. Sie trat an das niedrige Fenster ihrer Schlaflammer und starrte hinaus in das Dunkel.

Langwallende Wollmäntel schleppen sich über des Himmels Grund. Dann kam der Sturm gefahren und rollte die dunllen Mäntel zu Ballen zusammen. Ein Stern lugte blinzeln durch die Schleier, bis er ganz allmählich in hellem Licht erstrahlte: der Weihnachtsstern!

Line Wehling sah ihn, doch sein mildes Leuchten bot ihr keinen Trost. Vor einigen Tagen hatte dieser Stern noch ihrem Franz gestrahlt. Und heute schaute er aus fester Höhe hernieder auf ein fernes Grab.

Da erschütterte ein wehes Schluchzen ihren kräftigen Körper. Sie umflammerte den Fensterriegel, und immer wieder rief sie:

"Franz, mein Franz,  
hol mich ab! Ich  
will bei dir sein!"

Die Tür der Kammer geht auf. Schürfende, schleppende Schritte auf den Steinsfliesen. Ist es die Mutter?

Langsam wandte Line sich um. Da legte sich ein weiter Arm auf ihre Schulter, und ein bebender Mund formt Worte des Trostes: "Mädchen, mein armes liebes Mädchen, komm zu mir! Bleib' bei uns! Komm, Line!"

Es war Sahlings Mutter, die also sprach. Als ihr Mutterherz des Trostes lindernden Balsam empfunden, da war ihr der Gedanke an das Mädchen gekommen, das mit ihr Franzens Verlust betrauerte. Und dieses Mitleid erfüllte ihre Seele. Kurz entschlossen hüllte sich die Bäuerin in ein warmes Tuch und wanderte zu Wehlings kleinem Hof. Stumm hatte Lines Mutter sie in die Kammer gewiesen, und nun standen die beiden Frauen nebeneinander. Das gemeinsame Leid wob ein starkes Band um ihre Herzen.

Eine Mutter trauerte um ihren hoffnungsvollen Sohn. In Schmerzen hatte sie ihn geboren. Schützend hatte sie die Hände über ihn gehalten, bis er stark und fest vor ihr stand wie eine der Hoseichen im sicheren Grund.

Das Mädchen weinte dem Liebsten nach. Langsam war aus dem Gefühl der Zuneigung eine tiefe Liebe geworden, die nicht nach Kämpfen fragt, die zähe ihr heiliges Recht behauptet. Glück oder Unglück umschließt dieses Gefühl. Jetzt aber bohrte und wühlte der Liebe Leid in ihrer Seele. Vorüber! Vorüber! Glück und Freude waren unwiederbringlich dahin.

Erst kam ein großes Erstaunen über Line, als sie der Mutter Worte hörte. Fassungslos starnte sie die Frau an, die doch denselben Verlust beklagte. Und doch hatte sie noch an fremdes Leid denken können.

Da rang eine weiche Welle sich aus den Tiefen ihrer Seele los. Eine Dankbarkeit ohne Grenzen erfüllte des Mädchens Herz. Sie schlang die Arme um die Greisin und rief einmal über das andere: "Mutter! Gute Mutter!"

Im Wohnzimmer des Sahlingshofes saßen die beiden Frauen schweigend nebeneinander. Was zu sagen war, das hatten sie ausgesprochen, und ganz allmählich war auch über Line der linde Trost gekommen, dessen sie so sehr bedurfte: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!

Langsam verrummt auf dem großen Bauernhofe das Leben und Treiben des Alltags. Morgen ist Weihnachten. Der Weg zur Kirche ist weit. Er führt durch die idyllische Heide mit ihren Schäfern und Wundern. Wie haben die Kinder der Roten Erde ihres Herrn vergraben. Heute scharen sie sich mit doppeltem Eifer um seinen Gnadenstuhl. So vieles haben sie ihm an Rütteln vorzutragen. So viele flüchten in Trauer und Schmerz zu ihm. Er allein kann ja helfen.

Und von der Krippe aus ruft das göttliche Kind alle, die damalselig und beladen sind. Das ist die Weihnachtsgabe, die das Christkind allen spendet, die guten Willens sind.

Die Dämmerung des Weihnachtsmorgens wird nur langsam. Aus den Fenstern der einsamen Höfe und Kötterhäuser blinken die strahlenden Lichter des Christbaumes. Die lieben alten Weihnachtslieder hallen in die Stille der Heide, und es ist, als hieß selbst die Natur den Atem an.

Sahlings Mutter stellt die Geschenke auf. Für Line hat sie eine besondere Überraschung bereit: Da ist Franzens Bild neben einem Kästchen mit Andenken aus seinen Knabenjahren. Ergriffen nimmt das Mädchen diese Gabe in Empfang. Eine größere Freude hätte ihr kaum zuteil werden können.

Im Hofraum schlagen die Hunde an. Die Meute heult und läuft und zerfällt an den Ketten. Erstaunt schauen die beiden Frauen sich an.

Da wird hastig die Tür geöffnet. In ihrem Rahmen steht ein stattlicher Krieger. Der rechte Arm ruht in einer Winde, der Fuß steht in einem bequemen Schuh. Im Knopfloch das schwarze Bändchen, daran das Kreuz von Eisen hängt.

"Franz! Franz!" Zwei Frauen rufen gleichzeitig diesen Namen. Sie breiten beide ihre Arme aus. Ist es denn möglich? Franz lebt! Das schauerliche Wort "gefallen" war eine Täuschung.

Großer Gott, so hast du uns eine Weihnachtsgabe beschert, die so groß ist, daß wir sie kaum zu fassen vermögen: ihn, den wir lieben, ihn hast du aus Not und Graus zu uns zurückgeführt! Dir sei Dank und Ewigkeit!

Wie war es gestern? Der statthafte Krieger berichtete:

"Vor vierzehn Tagen war's. Im Sturm ging's gegen die feindlichen Linien. Sieg! Sieg! Der Franzose rettet sich in rasender Flucht. Nur Engländer stehen noch im Schützengraben. Mit der blanken Waffe geht's gegen die Verhafteten. Aber sie feuern wütend. Rechts und links sinken die Kameraden nieder. Nun bin auch ich von zwei Kugeln getroffen. Ein Kolbenhieb saust auf meinen Schädel nieder. Mir schwanden die Sinne. Im Lazarette erwachte ich. Da höre ich, daß man mich als gefallen gemeldet hätte. Da gab es für mich kein Halten mehr: Nach Hause, bevor euch noch die Kunde erreichte. Der Arzt wollte mich freilich nicht laufen lassen. Aber schließlich hatte er doch ein Einsehen. Jetzt bin ich hier und lasse mich von euch gesund pflegen!"

Sahlings Mutter sieht da mit gesalzten Händen. Sie flüstert: "Siehe, ich verkünde euch eine große Freude."

Line aber ruft zwisch'nen Lachen und Weinen: "Herr Gott, das war deine schönste Weihnachtsgabe!"

### Sprüche.

Frei ist nur ein Wolf, welches stark genug ist, seine Freiheit zu behaupten, und stark wird es durch Einigkeit.

Wollt ihr eins sein in Liebe und Freue, so wird euch kein Teufel besiegen.



# Weihnachtszauber unter dem Halbmond und Stern.

Deutsch-türkische Weihnachtserzählung von J. Weiskirch.  
(Nachdruck verboten.)

Es war am 24. Dezember des ersten Kriegsjahres. Groß und klar gingen die Sterne der heiligen Nacht auf und standen in feierlichem Glanze über dem Schwarzen Meere. Der türkische Kreuzer, „Midilli“, die ehemalige deutsche „Breslau“, hatte die schimmernde goldene Brücke, die der Vollmond über die dunklen Wellen spann, schon oft mit seinem Kiel durchschnitten, als sein Suchen nach feindlichen Schiffen belohnt wurde: er stieß in der Nähe von Sungulaf an der kleinasiatischen Küste auf die aus siebzehn Einheiten bestehende russische Flotte. Trotz dieser vielfachen Überlegenheit ging die „Midilli“ im Licht der Scheinwerfer zum Angriff vor. Kein Wunder, da ihre deutsch-türkische Besatzung vom Geiste Goebens und Osmans beseelt war! Der Minenleger „Oleg“ wurde in den Grund gehobt und das Linienschiff „Rostislaw“ schwer beschädigt. Als dann der türkische Panzerkreuzer „Sultan Jawus Selim“, die frühere deutsche „Goeben“ nahte, um gemeinsam mit der „Midilli“ den anderen russischen Schiffen zu Leib zu gehen, flüchteten diese so schnell als möglich vor dem siegenden Kreuzer in die nächtliche Dunkelheit. Aber ehe noch der erste Weihnachtstag vollends die frommen, mächtentiefen Augen aufschlug, gelang es dem Spürsinn der „Midilli“ abermals, einen russischen Minenleger zu sichten und ihn in den Grund zu bohren. Da die beiden vernichteten Minenleger die Aufgabe hatten, die Sperrung des türkischen Hafens Sungulaf vorzunehmen, der als Hauptausfuhrort für Kohlen von großer Bedeutung für die osmanische Flotte ist, war ihr Verschwinden vom Meere von ganz besonderer Wichtigkeit. Die Siegerstimme an Bord der „Midilli“ ließ deshalb an Begeisterung nicht zuwünschen übrig. Wenn sie überhaupt noch zu erhöhen war, so tat es der Umstand, daß das tapfere Schiff im Verein mit dem herrlichen „Sultan Jawus Selim“ am hellstrahlenden Weihnachtsmorgen nochmals das feindliche Geschwader in die Flucht trieb. Unzählige Male war die Besatzung in stürmische Hochrufe auf den deutschen Kaiser und den Sultan ausgebrochen. Und immer noch wechselten die Rufe: „Seine Majestät, der deutsche Kaiser: Hurra! Hurra! Hurra!“ und: „Padischah Ymiz tschek jascha!“ (Unser Sultan lebe hoch!)“ einander begeistert und begeisternd ab.

Aber noch eine andere, minder stürmische, aber nicht weniger tiefe Freude als die Siegesfreude ging über die Planen und durch den mächtigen Rumpf des Schiffes. Auf leisen, geheimnisvollen Sohlen kam sie, als der Kampf vorüber war und sich der erste Begeisterungsjubel der Sieger gelegt hatte, pochte mit zartem Finger an die Herzen der deutschen Besatzung und sah mit wunderbar leuchtenden Augen ins Angesicht: die heilige, wundersame Weihnachtsfreude! Da war nicht einer, der ihr nicht aufgetan, der sie nicht besiegelt eingelassen hätte. Und alsbald ging ein Raunen und Klüster, ein emsiges hin und her blonder Matrosen durch der „Midilli“ Räume, die schon so oft den Zauber der deutschen Weihnacht auf fernen Meeren geborgen hatten. Nun, da der Kampf ruhte und feierliche Stille über den Wellen lagerte, erinnerte sich die deutsche Besatzung, Offiziere und Mannschaften, wieder der beiden herrlichen Tannenbäume, die schon seit Wochen im Raum des Schiffes ihrer Bestimmung entgegenharteten. Dachten sie wieder an die mit der letzten Post gekommenen heimatlichen Weihnachtspakete, die ein blonder Schleswig-



Ein erg eisende Bild.

Gottesdienst in einer zum Lazarett eingerichteten Kirche auf dem westlichen Kriegerhauß.

Wolpeiner mit Genehmigung des Kapitän-Deutnants in Wahr genommen hatte, damit sie nicht vorzeitig geöffnet würden. Ihm war auch das Auspuzen der Tannenbäume und das Aufbauen der Bescherung auf seine dringende Bitte übertragen worden, und besser hätte sich keiner dafür geeignet. Um nun keinen der deutschen Kameraden in seine Vorbereitungen hineinsehen zu lassen, hatte er sich zwei Matrosen der türkischen Besatzung, den Achmed und den Ali, beide tapfere Kurdenjöhne, zur Hilfe ausgebeten. Die machten natürlich sehr verwunderte Gesichter, während sie unter der Anleitung Jan Holtenbeds bunten Papier-Schmuck ausschnitten, Nüsse vergoldeten und rote Wollfäden an kleine, goldgelbe Aepfel banden. Als aber der Jan die Weihnachtsbäume herbeiholte und er ihnen mehr mit Gesten, als mit den wenigen türkischen Worten, die er wußte, die Bedeutung des Festes klar zu machen versuchte, kam ein kindergläubiger, erwartungsvoller Ausdruck in ihre dunklen Augen. Als nun gar der deutsche Kamerad die Tannen, erst die für die Offiziere und dann die für die Mannschaften, schmückte, und die fürsorglich schon vor längerer Zeit eingelaufenen Wachslichter auf ihren Zweigen befestigte und probeweise anzündete, umspann der Weihnachtszauber auch die beiden Söhne des kleinasiatischen Hochlandes. Sie freuten sich auf den Abend, der sie und die osmanischen Kameraden als Gäste der deutschen Besatzung unter den brennenden Christbäumen sehen sollte. Als nun gar Jan Holtenbed ihm verriet, daß alle

Mann an Bord der „Midilli“, vom Kommandanten an bis zum letzten Matrosen, am Abend beschenkt und namens des Sultans bewirtet würden, lachten die beiden Kurden vor Vergnügen, daß ihre sämtlichen blinkenden Bähne sichtbar wurden. Der von der Steppe-Personne seiner Heimat besonders braun gebräunte Ali meinte, daß Christkind der Deutschen müßte ein „pek ei Adam“ (ein guter Mensch) sein, und Achmed nicht eifrig dazu. Es war Jan Holtenbed nicht recht, daß er trotz aller Mühe seinen türkischen Kameraden den heiligen Christ so wenig verständlich gemacht hatte, aber er tröstete sich mit der Zeit, da er besser türkisch und sie besser deutsch gelernt haben würden.

Als die Weihnachtsbäume geschmückt im Mannschaftsraum standen und die Pakete und alle anderen Geschenke zusammengetragen waren, entließ Jan Holtenbed seine Gehilfen, um den Aufbau der Bescherung allein vorzunehmen. Zuvor aber öffnete er — das konnte er sich nicht versagen — das umfangreiche, aus der Heimat für ihn angelangte Paket. Den Brief der Mutter las er wieder und wieder, und da packte ihn auf einmal allgewaltig das Heimweh nach ihr und nach dem föhnenumrauschten Bauernhof mit dem tiefniedehängenden Dach, aus dem er mit heller Begeisterung dem Ruf in den großen heiligen Krieg gefolgt war. Fest drückte er das Antlitz in das mit flitterumwundenen Tannenzweigen ausgelegte Paket und atmete tief, als könne er damit den herben Duft der schleswig-holsteinischen meerumschlungenen Heimat einsaugen. Und die Augen wurden ihm feucht dabei. Aber nur einige Minuten gab er sich dem Heimwehsturm hin. Dann erinnerte er sich seiner Pflichten und widmete sich ihnen mit frohem Eifer. Zwischendurch flog sein Blick hundertmal liebevoll nach seinem Weihnachtspaket, aus dem allerlei verführerische Düfte den Raum zu durchziehen begannen. Da mußte Jan Holtenbed einige Päckchen öffnen. Nichts hatte die Mutter vergessen, was zu den heimatlichen Weihnachtsgenüssen zählte! Jan hielt es nicht länger aus, seine Freude allein für sich zu haben. Die Kameraden auf Deck sollten auch teil daran nehmen. Schnell zerschnitt er ein großes Stück köstlich duftenden Pfefferfuchen, eine Wurst und einen Räucherhauß und füllte sich die Taschen damit. Dazu nahm er noch kleines Gebäck, Aepfel und Nüsse und eine Handvoll Tannenzweige und stieg an Deck. Dort gab er den deutschen

... der Belebungen auf lebendigen Bildern und die Erinnerungen an die Freuden und Leidenschaften der Tannenzweige und ein Stückchen Pfefferluchen aus der Hand genommen hatte. Und dabei hatte der hochgewachsene breitschultrige Mann, der sich im Kampf der Nacht außerordentlich hervorgetan hatte, Jan angesehen, als wolle er ihn durch und durch schauen. Dem jungen Schleswig-Holsteiner war es gewesen, als müsse er den dunkelblauen Augen und dem blonden Schnurrbart schon irgendwo im Leben getragen haben. Er hatte in seinem Neukreis so gar nichts von einem Türk an sich, und zählte doch zur osmanischen Besatzung der "Midilli". Freilich erst seit wenigen Tagen. Im Hafen von Sunguldat, wo das Schiff Kohlen gesucht hatte, war er vom Kreuzer "Sultan Jawas Selim", der sich dort gleichfalls mit Kohlen verproviantierte, auf die "Midilli" beordert worden. Und gleich am ersten Abend hatte Jan Holtenbeck den türkischen Obermatrosen mit dem Kapitän-Leutnant Schmettow sich in reinem Deutsch unterhalten hören. So gar in einem Tonfall, der an den seiner schleswig-holsteinischen Aussprache erinnerte. Sonderbar!

Als Jan zum dritten Male auf Deck erschien, um zu verkünden, daß da unten im Schiff großartige Überraschungen für die Kameraden aufgebaut seien, hatte es den Anschein, als ob ihn der Obermatrose weder höre, noch sehe. Er lehnte seine Tannenzweige und ein Stückchen Pfefferluchen in der Hand, am Radkasten und sah wie zeit- und weitvergessen vor sich hin. Auf seinem Angesicht schwattete eine schmerzhafte Bitterkeit, die Jan Holtenbeck ans Herz trifft. Im nächsten Augenblick aber schüttelte er unmutig über sich selbst den Kopf. Was sucht ihn an? In der Weihnachtsstimmung war man wirklich ein Spielball von Gefühlen! Was hatte ihn des fremden Mannes Leid zu türmern? —

Als beim Schein der sinkenden Sonne vom Meeressucher herüber das Abendgebet für die Anhänger des Propheten wie von Geisterstimmen gerufen über die Wellen flang, beschaffte der Kapitän-Leutnant Schmettow den Weihnachtsaufbau Jan Holtenbecks und erklärte sich sehr zufrieden damit. Bald darauf flammten die Lichter an den beiden Tannen auf, und der junge Schleswig-Holsteiner schellte die ganze dienstfreie Besatzung zur Bescherung zusammen. Die deutsche war natürlich für die Weihnachtstage, sofern sie keine Kämpfe brachten, vom Dienst beurlaubt. Mit bewegter Stimme las der Kapitän-Leutnant Schmettow die alte, liebe Weihnachtsgeschichte, und dann brauste das herrliche Lied: "Stille Nacht, heilige Nacht" von deutschen Lippen durch den festlich strahlenden Raum. Als es verklungen war, hielt der Kapitän-Leutnant eine Ansprache, in der er die deutsch-türkische Bundesfreundschaft feierte und die er in einem Hoch auf den Kaiser und den Sultan ausslingen ließ. Darauf sprach auch der türkische Kommandant schöne Worte und dankte für die Einladung zur Weihnachtsfeier der deutschen Kameraden. Und nun wurden die Geschenke besichtigt und eitel Freude herrschte allenfalls. Der Zauber der deutschen Weihnacht ging um und nahm auch die Herzen der türkischen Besatzung gefangen. Ganz besonders aber das des Ober-Matrosen. Jan Holtenbeck hatte es gesehen, wie es in seinen Zügen arbeitete, als das Weihnachtslied erlangt, wie es um seine Lippen von unterdrücktem Weinen gebebt hatte. Der hochgewachsene blieb merkwürdig still, als der Jubel der Besatzung über die ihr nach der Bescherung namens des Sultans zu teil werden reiche Bewirtung ausbrach. In der Offiziersmesse, wohin Jan Holtenbeck den schönsten Christbaum getragen hatte, und im Mannschaftsraum ging es hoch her. Stunden hindurch blieben die Bundesfreunde in trauter Gemeinschaft zusammen, und immer wieder wünschten die Türken ihren deutschen Kameraden ihr "Bairamis hair elsun!" (Dein Bairamfest soll ein gesegnetes sein!) (Mit dem Wort "Bairam" dem höchsten mosammedanischen Fest, pflegen die Türken alle christlichen Feste zu benennen.)

Erst in dieser Stunde löste sich die Gesellschaft im Mannschaftsraum auf, um noch auf Deck den Zauber einer herrlichen Mondnacht zu genießen. Nur Jan Holtenbeck blieb noch unten, um mit Ahmed und Ali aufzuräumen, ein Amt, das er als Festordner selbstredend übernommen hatte. Als auch das geschah war und er der Mutter Brief noch einmal lesen wollte, öffnete sich leise die Tür und der türkische Ober-Matrose trat herein. Er ging auf Jan zu und ihm die Hand reichend, sagte er: "Ich wollte Ihnen noch für alle Mühe danken, die Sie sich um die schöne Feier gegeben haben. Es war das erste Weihnachtsfest, das ich seit längeren Jahren mitgemacht habe und hat mich tief ergriffen."

"Sie sind ein Deutscher, müssen es sein," sagte Jan Holtenbeck und bat den Ober-Matrosen, noch zu einem Plauderstündchen zu bleiben. Einige Augenblicke schien der Mann mit sich zu kämpfen, ob er der Aufforderung nachkommen sollte, dann setzte er sich an Jans Seite. Als ob er zu sich selbst spräche, begann er: "Ja, ja, es hilft alles nichts: einmal kommt die Sehnsucht nach der alten Heimat allgewaltig über einem, so sehr man sich auch dagegen sträubt. So ergeht es mir am heutigen Abend."

"Was hat Ihnen die deutsche Heimat getan, daß Sie also sprechen?" fragte Jan leise und sah dem Ober-Matrosen in das leidvolle Gesicht.

"Die Heimat tat mir nichts, aber für einen Fluchbeladenen hat sie keine gärfliche Stätte mehr. Mich trieb der Fluch des harten Vaters, dessen Willen ich mich nicht beugte, als er mir einen verhaschten Beruf aufzwingen wollte, heimatlos in die Fremde. Jahre hindurch irrte ich umher, aber immer wieder trieb es mich, den Sohn Schleswig-Holsteins, an das Meer, ohne das ich meinte, nicht leben zu können. Das Land der Türken gab mir durch die Vermittlung eines deutschen Offiziers Heimatrechte, für die ich mich jetzt dankbar bezeige. Ich habe lange keine deutsche Heimat mehr, aber ein Deutscher bin ich geblieben. Wie sehr, das wußte ich selbst nicht bis heute abend."

Bei den Worten des Ober-Matrosen fiel es wie Schuppen von den Augen Jan Holtenbecks. Er fühlte, wußte es, daß da neben ihm seines Vaters seit vielen Jahren verschollener jüngster Bruder Klaus saß. Sein Vater war tot, aber der alte Holtenbeck lebte noch immer und glaubte, nicht sterben zu können, ehe er den verstorbenen Sohn nicht noch einmal gesehen habe. Längst hatte er ihm vergeben, aber alle Nachforschungen nach dem Sohne waren umsonst gewesen. Leise legte Jan Holtenbeck seine Hand auf die des zusammengezogenen daschenden Ober-Matrosen und sagte: "Sie sind Klaus Holtenbeck, nicht wahr?"

Mit einem jähnen Ruck sprang der Mann empor und leuchtend kam es von seinen Lippen: "Wer sind Sie, daß Sie meinen Namen kennen, den lange schon kein Mensch mehr sprach?"

Man nennt mich Hassan!"

Auch Jan Holtenbeck war aufgesprungen und dem furchtbaren erregten Mann die Hände auf die Schultern legend, sagte er: "Wer ich bin? Deines toten Bruders Jan Holtenbecks Sohn, Onkel Klaus. Dein Vater, mein Großvater, lebt noch und will nicht sterben, bevor er dich nicht gesegnet hat. Seinen Fluch hat er längst bereut und betet seit vielen Jahren um deine Heimkehr. Darf ich ihm schreiben, daß er dich erwarten kann, wenn der Krieg beendet ist und Gott dich behütet?"

Keines Wortes mächtig, war der Ober-Matrose auf die Bant gesunken und barg das Antlitz in die Hände. Jan ließ ihn, aber leise entzündete er noch einmal die Lichter am Weihnachtsbaum. Da hob Klaus Holtenbeck die Augen und sah stumm in den Licherglanz, bis er erlosch. Dann gab er Jan die Hand und sagte: "Für jetzt muß ich allein sein. Wenn du aber in die alte, unvergessene Heimat schreiben willst, so tu es und sage, daß mich der Weihnachtszauber unendlich glücklich gemacht habe!"

### Spruch.

Kleine Aufmerksamkeiten und Zuversichtsgefühle sind meistens ein stärkeres Band gegenseitiger Zuneigung als übertriebene Geißelkraft.

## Ernst und Scherz.

### Sprüche.

O, weh' der Lüge! Sie befreit nicht  
Wie jedes andre wahr gesproch'n Wort  
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie  
ängstet

Den, der sie heimlich schmiedet, und sie  
kehrt,  
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott  
Gewendet und versagend, sich zurück  
Und trifft den Schützen.

Und kämpfst du Jahr um Jahr,  
Es kommt die Zeit, wo du begreifst,  
Dass alles Segen war.

**Opfer der wilden Tiere und Schlangen in Indien.** Der Bericht der Britisch-Indischen Regierung über die Verluste an Menschenleben und Vieh durch wilde Tiere und Schlangen, der in den "Times of India" vom 25. September abgedruckt ist, bringt über dieses tragische Kapitel des indischen Volkes sehr bemerkenswerte Zahlen. Danach sind im letzten Jahre 1745 Personen durch wilde Tiere getötet worden. Dieses bedeutet gegen das Vorjahr eine Zunahme von 9 Prozent. Die meisten Fälle kommen auf das Schuldkonto des Tigers, nämlich 646. Fast unglaublich klingt es, daß im Ranchidistrikt ein einziger Tiger nicht weniger als 289 Menschen getötet hat. An Schlangenbiß sind 22 894 Personen gestorben. Die meisten Todesfälle sind durch den Biß der Herichnatter verursacht, für deren vollständige Ausrottung von der Regierung besondere Maßnahmen getroffen sind.

Durch wilde Tiere sind 94 9474 Stück Vieh getötet worden, durch Schlangenbiß 10 934. Die Zahl der getöteten wilden Tiere beträgt 25 903, darunter 1481 Tiger, 6557 Leoparden, 3096 Bären und 3066 Wölfe. An Prämien wurden dafür 191 181 Rupies gezahlt. Dass in einem Lande, das sich seit zwei Jahrhunderten den der Segnungen englischer Oberhoheit und Zivilisation erfreut, ein Anwachsen dieser, eine so traurige Sprache redender Zahlen möglich ist, wird durch den Schluss des Berichtes beleuchtet. In ganz Indien, mit seinen mehr als 200 Millionen Einwohnern, gibt es nur 176 779 Gewehre in den Händen des Volkes. Im letzten Jahr hat sich diese Zahl, wie mit Beständigung festgestellt wird, sogar um 5700 verringert. Dem indischen Volke wird die Waffe, um Leben und Habe zu schützen, verweigert. Wehrlos sind sie den wilden Bestien der Dschungel ausgeliefert.

**Zimmerblattpflanzen** gehen im Winter in unseren Wohnräumen oft stark zurück. Ein sehr leidiger Uebelstand ist das Abwerfen der Blätter, die dann zuvor auch die gesunde, straffe Haltung verlieren und mehr oder weniger schlaff am Stamm herab-

hängen. Diese Vorgänge beobachtet man besonders bei der Aralie und beim Gummibaum, der früher zu unseren beliebtesten Zimmerblattpflanzen gehörte. Die Ursachen sind Lichtmangel und noch häufiger zu warmer Standort. Es gibt nur wenige Blattpflanzen, die sich im ständig geheizten Wohnzimmer während des Winters tadellos erhalten. Die Wärme ist hier zu hoch, die Luft zu trocken. Am besten halten sich Zimmerblattpflanzen in einer Nebenstube, die nur bei strengster Kälte zu heizen ist, sonst aber durch die geheizten angrenzenden Nachbarzimmer genügend gewärmt wird. Hier pflegt gewöhnlich eine Wärme von 6 bis 10 Grad Celsius zu herrschen, auch eine höhere Luftfeuchtigkeit als in der Wohnstube. Diese Verhältnisse sind für fast alle Zimmerblattpflanzen, auch für die meisten Zimmerpalmen die besten. Bei nicht zu hoher Wärme sind auch die Ansprüche der einzelnen Pflanzenarten an die Belichtung

Waschungen, die mit weichem Schwamm und warmem Wasser ausgeführt werden.

**Das fehlte noch!** Mann (zur Frau): "Ich habe rasende Zahnschmerzen! Ich möchte mit dem Kopfe durch die Wand rennen!" — "Untersch' dich, wo wir schon so viel Scherereien mit dem Hauswirt haben!"

**Beruhigung.** Großäugiger (zum Heiratsvermittler): "Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Partien; nachher ist der Dame wieder meine Nase zu groß!" — "Das brauchen Sie diesmal nicht zu befürchten; die Dame stammt aus einem Hause, wo eine große Nase sogar sympathisch aufgenommen wird." — "Na, na!" — "Ja-wohl, der Papa ist Schnupftabak-Fabrikant!"

**Letztes Mittel.** Dorfschulze (zum Aushelfer): "Könnt' ich nicht a Mittel gegen Schlaf kriegen?"

"Sie meinen wohl gegen Schlaflosigkeit?" — "Nee, unser Nachtwächter soll's abends einnehmen; das geht nicht länger so!"

**Fortschritt** Freund (eines neuvermittelten Restaurateurs):

"Aber weißt du, den besseren Kreisen scheint deine Kundshaft nicht anzuhören!" — "Ach, jetzt geht's schon; aber in der ersten Zeit wollte ich beim Eintreten eines Gastes immer in die Tasche greifen, um ihm eine Kleinigkeit zu schenken."

**Berschnappt.** Reihe Erbin: "Es tut mir leid, Herr Graf, aber ich kann Ihren Heiratsantrag nicht annehmen, ich werde mich nie verheiraten."

Graf (stark verschuldet): "Was, mein Fräulein, Sie wollen sich nie verheiraten, aber was wollen Sie denn mit Ihrem ungeheuren Vermögen anfangen?"

**Erlärt.** Bauernjunge: "Vater, was ist das: Brutto und Netto?" — Bauer (der gerade die Milch "stadtfertig" macht): "Da, schau her: jetzt ist die Milch netto (nachdem er einen Kübel Wasser hineingegossen): und jetzt ist sie brutto."



**Rätsel.**  
Eine Schar von Ringelschlangen  
Biegt des Jünglings Blicke an;  
Wie durch Zaubererei gefangen  
Fühlt sich auch der stärkste Mann.  
Die Besitzerin der Schlangen,  
Dieser glatten Natternschar,  
Spielt mit ihnen ohne Bangen  
Und vermehrt nur die Gefahr.

**Auslösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Che.